

(Nachdruck verboten.)

2]

Bankrott.

Von F. Schwarz.

Die Plaidoyers waren zu Ende. Mit großer Schärfe hatte der Staatsanwalt nachgewiesen, daß der Fall Helsing keine gewöhnliche Betrugsfalle, sondern in Anbetracht der Ehrenstellungen, die der Mann innegehabt, des unerfütterlichen Vertrauens, das man ihm entgegengebracht, sozusagen ein Vergehen gegen die ganze Gesellschaft sei. Erschwerend komme noch hinzu, daß es nicht eine momentane Notlage gewesen, die den Mann verwirrt und auf die abschüssige Bahn des Betrugs und der Fälschung geführt habe. Nein, es handle sich hier um eine auf Jahre und Jahre zurückreichende Kette von Vergehungen, um einen wohlervogenen und mit teuflischer Schlaueit und Kaltblütigkeit durchgeführten Plan, ein Schwindel- und Betrugsystem, das zur größeren Sicherheit vor etwaigen Entdeckungen einen möglichst großen Kreis von Personen jeden Standes umfaßt habe. Hier müsse ein Exempel statuiert, dem verletzten Rechtsgefühl weiter Kreise eine eklatante Genugthuung bereitet werden.

Die Verteidigung hatte sich pflichtmäßig bemüht, die Sache in einem milderen Lichte darzustellen. Sie führte aus, daß man ihrem Klienten ohne sein Zutun Geld und Vertrauen förmlich aufgedrängt habe. Es gehöre schon eine ganz außergewöhnliche Charakterstärke dazu, unter solchen Umständen auf jede persönliche Nugharmachung so reichlich fließender Mittel zu verzichten. Diese außergewöhnliche Charakterstärke habe man freilich bei ihrem Klienten vorausgesetzt und, wie hinzugefügt werden müsse, mit Recht vorausgesetzt, denn er sei lange Jahre trotz aller Versuchungen ein ehrlicher Mann geblieben, und als er einmal, in einer Notlage, unvertrautes Geld in eigener Sache verwandt hatte, da sei es die sichere Hoffnung auf baldige Rückerstattung gewesen, die ihn zu diesem Schritte verleitete. Als diese Zuversicht sich als trügerisch erwiesen, habe er, wie das gewöhnlich in solchen Fällen geschähe, sich von Etappe zu Etappe verdrückt, sei neue Verpflichtungen eingegangen, um den alten gerecht werden zu können. Wie fern ihm jede schädigende und betrügerische Absicht gelegen, sei schon daraus zu ersehen, daß es in erster Linie Freunde und Verwandte seien, die er mit sich gerissen habe. Bis zur letzten Minute habe er auf den günstigen Ausgang weit aussehender Unternehmungen gehofft, auch diese seien schlagelungen und nun sei es zu Ende gewesen. . . Hier sei weniger von der Schuld als dem Unglück des Angeklagten zu reden, und die Verteidigung bitte demgemäß um Zubilligung mildernder Umstände.

Die Verteidigung hatte trotz aller aufgewandten Beredsamkeit wenig Glück mit ihrer Beweisführung. Die vernichtende Anklage des Staatsanwalts hatte das Publikum, das dichtgedrängt den engen Zuschauerraum füllte, mit beifälligen Gemurmel ausgenommen, sprach er doch nur aus, was seit Wochen schon alle Gemüter erfüllte. Den Ausführungen der Verteidigung folgte drohendes Murren, das sich zu höhnischen Zurufen steigerte, als der Angeklagte, von seinem Rechte Gebrauch machend, sich zu einer Ansprache an die Geschworenen erhob. Der Präsident mußte, um die Ruhe wieder herzustellen, die Räumung des Saales androhen. Das wirkte. Eine schier unheimliche Ruhe lagerte sich über den Raum, daß man das Heulen des Sturmes hören konnte, der prasselnde Regenschauer wider die Fenster warf, ja selbst das Krächeln der Federn, die in eiskaltiger Hast übers Papier fuhren. Wie vom Gewitter, wenn die Luft elektrischer Spannung voll ist, zuckte es aus Hunderten von Augen wie Haß und Verachtung hinüber zu dem Manne, der, müde und gebrochen, sich nur mühsam aufrecht erhielt.

Er hatte während des Ganges der Verhandlung anscheinend in dumpfer Teilnahmslosigkeit dagehessen. Nur als die Vorwürfe des öffentlichen Anklägers wie Pfeilschneide auf ihn niederjausten, war ein scharfer, hilfselehender Blick aus den trüben Augen hervorgebrochen, ein Blick, der sich entsetzt abwandte, als er der mitleidlosen Zustimmung, der hundertfältigen Verachtung da vor sich begegnete. Nun stand er da, den Blicken aller erbarmungslos preisgegeben. Das fahle Licht des trüben Wintertages mischte

sich mit dem flackernden Schein der Gaslampen, ihm ein geradezu gespenstisches Aussehen zu geben. War das noch Karl Helsing? Diese in sich zusammengefunkene Gestalt, die mit zitternden Händen das Holzwerk der Schranken umklammerte, in deren schänen, erloschenen Augen die Angst wohnte, die Angst vor dem Pranger, vor der Oeffentlichkeit, derselben Oeffentlichkeit, die ihm früher ein Piedestal bereitet hatte, in deren verfallenen, durchfurchten Zügen, in deren verwildertem weißen Bart und Haar Leiden und vorzeitiges Alter eine bleibende Stätte gefunden hatten? War das noch Karl Helsing, der mit müder, leiser und monotoner Stimme, wie ein Kind, das seine Lektion auf sagt, nummehr zu sprechen begann? Schaudern überließ es manch einen der Richter im Zuhörerraum; es wurde totenstill und die Worte Helsingers, obwohl sie wie ein Hauch aus weiter Ferne zu kommen schienen, fanden ihren Weg bis in den letzten Winkel des Saales:

„Meine Herren Richter und Geschworenen! Wenn ich von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch mache, so thue ich es nicht, weil ich glaube, meiner Sache damit nützen zu können. Ich bin ein verlorener Mann, und ich bin mir dessen bewußt. Ich will auch nichts zu beschönigen versuchen und nicht um Mitleid betteln, aber bitten möchte ich Sie zu glauben, daß ich mich mit dem, was ich Ihnen zu sagen habe, einmal noch in den Dienst der Allgemeinheit stellen möchte. Meine Herren! Ich habe selbst zu oft da oben gefessen“ — er deutete nach der Bank der Geschworenen — „um nicht zu wissen, daß ich diesen Glauben verwirrt habe. Und dennoch brauche ich ihn, brauche das Vertrauen in die Redlichkeit meiner Absichten, brauche es dies eine Mal noch, soll nicht das, was ich zu sagen habe, wirkungslos verhallen. Warum auch sollte ich Sie täuschen. In welcher Absicht? Sehen Sie mich an! Wie heute auch die Entscheidung falle, mir wird sie wenig zu geben und wird sie auch wenig zu nehmen haben. Die Lebensluft, in der ich zu atmen gewöhnt war, ist mir vergiftet für immer. An die Schande gewöhnt sich nicht, wer ein Leben der Ehre und Anerkennung hinter sich hat.“

Karl Helsingers Stimme brach, und es dauerte einige Minuten, ehe er, ruhig wie zuvor, fortfahren konnte:

„Darum also bitte ich Sie, heute noch einmal mir und an mich zu glauben. Als ich vor einigen dreißig Jahren als blutjunger Mensch nach dem Tode meines Vaters die Führung seines Handelsgeschäftes mitamt der Sorge für Mutter und Geschwister übernahm, lebten wir draußen auf dem Lande. Man hatte sein eigenes Haus, sein bißchen Ackerwirtschaft, daneben den Getreidehandel. Wir genossen ein unbegrenztes Vertrauen unter der Bauernschaft; die Bedürfnisse waren nicht groß, man konnte, nach der Bäter Art, behaglich leben. Aber die vielen Geschwister! Der Geist der neuen Zeit hatte auch ins Dorf seinen Einzug gehalten. Er verlangte gebieterisch, daß die Jugend lernen, lernen, vor allen Dingen lernen sollte. Daheim war keine Gelegenheit dazu. Anders in der nahegelegenen Universitätsstadt. Dort gab's Bildungsanstalten die Fülle. Wir thaten uns um, um billiges Unterkommen zu finden. Ja, wenn es einer gewesen wäre! Es handelte sich aber um drei Jungen und um eine Reihe von Jahren. So beschiedene Ansprüche wir auch hinsichtlich der Behausung und Verpflegung stellten, die dafür verlangte Summe überstieg unsre Kräfte. Wir überlegten. Von der Stadt aus konnten wir unser Geschäft mindestens so gut betreiben, ja die besseren Eisenbahnverbindungen, der größere Markt, ließen es noch ausichtsreicher und ausdehnungsfähiger erscheinen. Die Ackerwirtschaft kam nicht in Betracht, dafür sparten wir in der Stadt Knechte und Mägde, und was etwa den Aufenthalt in der Stadt teurer machen konnte, wurde reichlich aufgewogen durch die Ersparnis an Pensionsgeldern. So siedelten wir denn in die Stadt über. Unsere Berechnungen erwiesen sich als richtig. Das Geschäft gedieh; die alte Ackerwirtschaft war uns zum größeren Teil treu geblieben, neue kam hinzu; wir konnten so weit ganz zufrieden sein. Aber was wir nicht vorausgesehen hatten, nicht in dem Grade vorausgesehen hatten: das Leben in der Stadt erwies sich als unverhältnismäßig teuer. Nicht zu reden von der so viel höheren Miete, denn das hatten wir voraus gewußt.

Aber daß wir für Haus und Küche alles kaufen mußten und die mannigfachen kulturellen und gesellschaftlichen Bedürfnisse, die aufsprangen, man mußte selbst nicht wie. Nun die Gelegenheit günstig war, sollten auch die Mädchen etwas Nützliches lernen. Allerhand gesellige Beziehungen erwachsen; es entstanden Verpflichtungen, denen man sich nicht entziehen konnte, schon um seines kaufmännischen Kredites willen nicht, wie man das Stück Schein nennt, unter dem weite Kreise des kaufmännischen Mittelstandes ihr Leben hinschleppen. Wäre ich reich gewesen, so hätte ich in einer Hütte wohnen können bei Wasser und trockenem Brot. Da ich es nicht war, mußte ich es mindestens scheinen. Das wurde nicht besser, als ich mich verheiratete. Trotz aller Sparfamkeit, allen Einschränkungen daheim: neue Verpflichtungen, neuer Schein. Die Kinder kamen in rascher Folge. Auch sie kosteten mehr, als es früher auf dem Land der Fall gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Idee der Schreibmaschine.

Kaum dreißig Jahre sind vergangen, seit die Idee der Schreibmaschine, die schon früher vereinzelt hier und da aufgetaucht war, greifbare Formen angenommen hat, und schon ist die Schreibmaschine, trotzdem sie in der ersten Zeit noch mit praktischen Unvollkommenheiten, später mit allerlei Vorurteilen und schließlich jetzt noch mit ihrem immerhin hohen Preise zu kämpfen hatte und hat, zu einem fast unentbehrlichen Requisite des modernen Geschäftsmannes geworden.

Solcher Fortschritt erscheint uns gar nicht auffallend, in einer Zeit, die sich auf allen Gebieten bemüht, die Arbeit der Hand durch die selbstthätige Technik zu ersetzen. Viel eher sind wir geneigt, uns zu wundern, daß vierhundert Jahre seit Erfindung der Buchdruckerkunst vergehen mußten oder konnten, ehe man an eine Schreibmaschine dachte. Beide Erfindungen stehen aber in einem unauflösbaren Zusammenhang: die Schreibmaschine ist ja eine Druckmaschine.

Bei der Buchdruckerkunst ist das Hauptaugenmerk darauf gerichtet worden, daß es möglich gemacht wurde, aus beweglichen Letztern einen „Satz“ herzustellen, von dem dann tausend und Tausende von Abzügen gemacht werden konnten. Das ist seit vierhundert Jahren so geblieben. Die neuen Erfindungen auf diesem Gebiete, Schnellpresse, Rotationspresse, Stereotypie, Benutzung von Dampf und anderen treibenden Kräften, haben nur den Erfolg gehabt, daß man jetzt mehr Abzüge herstellen kann als früher, und daß man jetzt diese Tausende von Abzügen schneller herunterdruckt als früher. Die Herstellung des „Satzes“ selber ist — noch kann man es sagen — dieselbe geblieben wie zu Gutenbergs Zeiten. Noch jetzt gilt der Satz, daß wohl der erste Abzug in der Herstellung länger dauert, als das handschriftliche Niederschreiben, dafür aber die übrigen um so schneller folgen. Ein einzelnes Exemplar einer Schrift zu drucken, lohnt nicht — damit war die Idee einer Schreibmaschine, wie wir sie jetzt haben, für die Zeit einer wenig entwickelten Maschinenteknik erledigt.

Andererseits konnte sich natürlich kein Mensch der Beobachtung entziehen, daß die Druckschrift, oder sagen wir: die mit Typen hergestellte Schrift, viel klarer und ebenmäßiger, in jeder Beziehung schöner ausfallen mußte, als die „Handschrift“. Auch praktisch angesehen: ein gedrucktes Wort konnte wohl Druckfehler enthalten, die sich fast stets aus dem Sinne richtigstellen ließen, aber unendlich, unleserlich geschrieben konnte es nicht sein. Ferner mußte es doch einfacher sein und schneller gehen, einen Buchstaben mit einer Type auf das Papier zu setzen, als ihn mit allen seinen Grund- und Haarstrichen zu schreiben; im ersteren Falle eine einzige Handbewegung, im anderen drei, vier oder mehr. Nur wie es zu machen war, daß man jedesmal den richtigen Buchstaben, den man brauchte, richtig und schnell in die Hand bekam und ihn auf den richtigen Fleck des Papiers setzte, das war die ungelöste Frage.

Einstweilen ging es, da man Zeit hatte, mit der gewöhnlichen Schreibschrift. Und als man es enliger hatte, versuchte man unsere gewöhnliche Schrift durch einfachere Formen zu ersetzen, man erfand Schriften, bei denen jeder Laut durch einen einzigen Strich bezeichnet wurde. Es entstanden die verschiedenen Systeme der Stenographie, und man trug sich zeitweise mit der Hoffnung, daß die Stenographie einmal die Kurrentschrift gänzlich verdrängen würde. Bis jetzt hat dem aber immer die Verschiedenheit der Systeme entgegengestanden, und selbst wenn auf diesem Gebiete Einheit eintreten sollte, würde doch die Verschiedenheit der Handschriften immer noch zurückstehen hinter der Uniformität einer mechanisch hergestellten Druckschrift.

Wie war nun die mechanische Druckschrift zu bewerkstelligen? Die Schwierigkeiten mögen eine Zeit lang unüberwindlich erschienen sein, und doch ist es eine recht einfache Ueberlegung, die zum Ziele führt.

Wenn ich schreibe, so liegt das Blatt Papier ruhig vor mir, ich fahre mit der Feder darüber und setze Buchstaben neben Buchstaben.

Ist die Zeile zu Ende, so gebe ich der Feder einen Ruck nach links und etwas nach unten, und die Sache geht weiter. Die Buchstaben habe ich alle in der Feder, es ist mir ganz gleichgültig, ob dieser oder jener Buchstabe an der Reihe ist. Ich kann sie mit der Feder alle machen, und mein Willensakt bringt die richtige Wahl. Beim mechanischen Schreiben muß das anders werden. Ich muß eine mechanische Vorrichtung haben, mittels deren ich jeden beliebigen Buchstaben, d. h. jede beliebige Type, an die bestimmte Stelle bringen kann. Ein Willensakt ist natürlich auch noch dabei, ich muß die richtige Type ausfinden. Habe ich nun ein Blatt Papier fest vor mir liegen und will ich mit Typen auf diesem Blatte schreiben, so muß die Einrichtung so getroffen werden, daß ich an die betreffende Stelle, die gerade an der Reihe ist, jeden Buchstaben bringen kann, den ich brauche. Wie ist das nun zu machen, daß ich an diese Stelle sowohl ein großes P wie ein kleines y wie eine 3 oder ein Fragezeichen bringen kann? Ich habe meinetwegen die Typen auf Stäben angebracht, die ich wie Spieße gegen das Papier stoßen will; ein Blatt Indigopapier oder dergleichen, wie man es beim „Durchschreiben“ oder „Durchzeichnen“ verwendet, soll den Abdruck vermitteln. Nun, ich werde jeden einzelnen Buchstaben auf die Stelle, die gerade daran ist, stoßen und abdrucken können, wenn ich die Spieße so angeordnet habe, daß sie sämtlich nach einem Punkte zu gerichtet sind, d. h. wenn sie wie Radien eines Kreises oder einer Kugel stehen, die Typen sämtlich dem Centrum zugekehrt. Ich werde also die Stangen oder Spieße, die an der Spitze die Typen tragen, so stellen, daß sie sich alle nach einem Punkte zusammenneigen; ich werde sie in festen Hülsen laufen lassen, damit sie die Richtung behalten, und ich werde durch eine federnde Vorrichtung dafür sorgen, daß sie sich von selbst wieder heben, wenn ich sie auf das Papier niedergedrückt habe. Hierbei mache ich gleich die Bemerkung, daß ja eigentlich nur eine einzige Type sich richtig abdrucken kann, nämlich, die senkrecht auf das Papier zusticht, alle anderen würden nur mit der Kante aufschlagen. Aber dem ist leicht abzuhelfen: ich brauche die Typen auf den übrigen Stangen nur entsprechend schräg aufzusetzen, um sie mit der vollen Fläche aufs Papier zu bringen.

So weit bin ich nun. Ich habe eine Vorrichtung, die mir gestattet, jeden Buchstaben, den ich will, auf die Stelle des Papiers zu bringen, auf die sämtliche Spieße gerichtet sind, d. h. die im Centrum des Kreises oder der Kugel liegt, deren Radien die Spieße sind. Ich drücke also vielleicht auf das mir zugekehrte Ende eines Spießes, der mit P bezeichnet ist, und sofort mit dieser Handbewegung habe ich das P geschrieben, die Feder schnell den Spieß wieder zurück, der Apparat ist sofort wieder ruhig und schreibfertig. Jetzt will ich vielleicht ein kleines y schreiben, das neben das P zu stehen kommen soll. Da müßte ich, wie ich die Feder beim Schreiben bewege, jetzt den ganzen Apparat mit allen seinen Spießen, Hülsen, Federn ein Stückchen nach rechts schieben, und dann könnte ich auf die mit y bezeichnete Stange drücken. Das ist zu umständlich. Ich muß das anders machen. Es kommt mir ja nicht darauf an, so zu schreiben, wie mit der Feder. Es kommt mir nur darauf an, den Raum rechts von dem P an der Stelle zu haben, nach der alle meine Typenspieße gerichtet sind. Dazu brauche ich den Apparat nicht zu verschieben und dadurch in Gefahr zu bringen; ich erreiche dasselbe, wenn ich den Apparat in Ruhe lasse und das Papier etwas nach links ziehe. Jetzt liegt wirklich der leere Raum rechts vom P da, wo ich ihn haben will; ich drücke jetzt auf die y-Stange, und die Sache ist gemacht.

In dieser Weise könnte ich weiter arbeiten. Ich ziehe das Papier wieder etwas nach links und drücke ein r auf, dann ein a und habe so bald das ganze Wort „Pyramidal“ geschrieben.

Sehr bald werde ich nun auch dahinter kommen, daß ich das Weiterdrücken des Papiers viel besser automatisch besorgen kann, z. B. durch ein Uhrwerk. Ich werde das Papier irgendwie auf einer kleinen Tafel, einer Art Reihbrett, einer Walze oder dergleichen befestigen, und mein Uhrwerk wird, wenn es aufgezogen und in Thätigkeit gesetzt ist, die Tafel in gewünschter Weise nach links ziehen. Wenn die Zeile zu Ende ist, wird es so eingerichtet sein, daß die Tafel zurückgeht und eine neue Zeile genommen werden kann. Wenn die Zeile so weit gerückt ist, daß sie bald zu Ende geht, wird ein Stift an eine Glode schlagen, und ich weiß nun: ich darf nur noch drei, vier, fünf Buchstaben schreiben, dann ist auf die nächste Zeile überzugehen; das ist wichtig wegen des Abbrechens. Ich habe nur darauf zu achten, daß ich immer die richtigen Zwischenräume inne halte; in demselben Tempo, in dem das Uhrwerk mein Papier verschiebt, muß ich meine großen und kleinen Buchstaben, Ziffern, Bindestrüche, Interpunktionen aufschlagen. Da ich mir das aber einüben werde, so daß ich jederzeit ohne Besinnen die richtige Stange treffe, so wird das auch gehen, und ich kann mich höchstens einmal verschreiben.

Auf diese Weise würde sich also eine Schreibmaschine, freilich eine einfache und nicht sehr vollkommene, aber immerhin brauchbare Schreibmaschine herstellen lassen. Nehmen wir noch ein paar Aenderungen vor, schlagen wir die Spieße nicht direkt an, sondern ordnen wir eine Klaviatur an, die wir aufschlagen, und von denen sich die Bewegung durch ein Hebelwerk auf die Spieße überträgt, lassen wir auch die Federn fortfallen, da das Zurückziehen der Spieße durch das eigene Gewicht des Hebelwerks besorgt werden kann, ersehen wir das primitive Indigopapier durch ein

Farbband, das sich automatisch abrollt, und machen wir das Uhrwerk, das das Papier verrückt, dadurch überflüssig, daß auch dieses Vorrücken des Papiers um eine Buchstabenbreite jedesmal beim Anschlagen einer Klaviaturtaste mitbesorgt wird: so haben wir schon eine ganz tüchtige Schreibmaschine, wie solche in der That in den Handel gekommen sind. Andere haben die Uebertragung statt durch ein Hebelwerk durch Luftschläuche mit komprimierter Luft bewirkt, wodurch das Klappen vermindert wird, auch mit Electricität sind Versuche gemacht worden u. dgl. m.

Die bei uns eingeführten und im Lande selbst fabrizierten Schreibmaschinen haben zumeist noch eine andere Abweichung von der angegebenen Konstruktion. Die Typen sitzen nicht auf Stangen, die gegen das Papier gestößt werden, sondern auf Hebelarmen, die wie Hämmer gegen das Papier schlagen; auch diese Hämmer sind dann so gestellt, daß die Bewegung im Radius eines Kreises gegen das Centrum erfolgt. Noch andere haben die Typen auf Walzen, Cylinderspektoren und dergleichen angeordnet, die durch eine sinnreiche Einrichtung beim jedesmaligen Anschlagen einer Taste erst in die Stellung gerückt werden, so daß dann die rechte Type gegen das Papier gedrückt wird. Das hat den Vorteil, daß man die Walzen usw. leichter auswechseln kann, so daß ein Wechsel zwischen verschiedenen Schriftarten möglich wird. Ferner giebt es Unterschiede danach, ob die Einfärbung durch ein Farbband oder durch Farblinien erfolgt, ob für jede Type eine besondere Taste da ist oder ob durch Umschaltverfahren zwei oder drei verschiedene mit derselben Taste angeschlagen werden, und andere mehr. Es ist nicht die Aufgabe dieser einführenden Betrachtung, alle diese Unterschiede der einzelnen Schreibmaschinen-Konstruktionen im einzelnen zu verfolgen. Für jede Idee giebt es allerlei Abweichungen und Abarten in der Ausführung; aber wer sich die im Vorstehenden entwickelte Idee der Schreibmaschine klar gemacht hat, für den wird die specielle Art der Maschine, die ihm einmal entgegentritt, bald kein Räthsel mehr haben, und die zuerst sinnverwirrende Fülle der vielfachen Systeme wird sehr schnell ihre Schranken verlieren. Wer allerdings vor die Wahl gestellt wird, für den wird diese Wahl gewiß immer noch eine sehr schwere sein; denn es giebt vorzügliche Maschinen nach den verschiedensten Konstruktionen. —

Karl Mischele.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die schleswig-holsteinische Küche schreibt G. Weiland in der Zeitschrift „Nieder Sachsen“: In Schleswig-Holstein haben sich in vielen Bauernwirtschaften noch die alten regelmäßigen Mittagmahlzeiten von früherer Zeit her erhalten. Für jeden Tag der Woche hatte man ein bestimmtes Gericht oder auch zwei, nämlich die Suppe oder Vorspeise und die Nachspeise. Die nachstehend angeführten Mahlzeiten gelten hauptsächlich für das südliche Schleswig, die Landschaften Angeln, Schwansen und Dänischwold. Der Dienstag und Donnerstag waren allgemein Speck- und Fleischtage, da gab es je nach der Jahreszeit: Frische Suppe von Fleisch gekocht, Erbsen mit Pötelfleisch und Speck, süßsaure Specksuppe, Weißkohl- und Grünkohl- (Korten Kohl) und Schwarzkraut (Swartkraut) mit Klößen und Backobst. Montags gab es dünne, in Milch gekochte Buchweizengrütze oder Gerstengrütze, auch Wellung genannt, darauf Klöße von Weizen- oder Buchweizenmehl (graue Klump), die in Sirup- oder Speckwürfelsauce getunkt wurden. In früheren Zeiten bereitete man im östlichen Teile der Provinz die Klöße von Roggenmehl, sogenannte Roggenklößen. Bei festlichen Gelegenheiten kamen Rosinen und Korinthen hinein. In einzelnen Gegenden Holsteins bereitet man auch einen großen Klob, Mehlbündel oder großer Hans genannt, der in einem großen Tuch in heißem Wasser gar gekocht wurde. Am Mittwoch liebte man ein Gericht Fische, Hering, Dorsch, Kal oder Goldbutt, wie die Jahreszeit es gerade bot. Der Freitag hat als früherer Festtag in katholischen Zeiten auch seine besonderen Gerichte, als Vorspeise Buttermilchsuppe, Schellfische oder Gruben, Bottermehl und Klump, mit Sirup versüßt, nachher Pfannkuchen in mancherlei Gestalt, Buchweizen, Eier- und Mehlpfannkuchen, auch arme Ritter und Förten. Sonnabends begnügte man sich mit Milchsuppe und Pellkartoffeln mit „Speck in de Pann“. Sonntags aß man meistens wieder ein Fleischgericht. Hühner und rohen Schinken. In den Weihnachtstagen gab es Langkohl mit geräucherem Schweinskopf. Der grüne Kohl wurde für mehrere Tage gekocht und jedesmal wieder aufgewärmt, wodurch er an Geschmack gewann. Am Neujahrsabend wurden Pfannkuchen gebacken, sie sieben in einer Pfanne, die auch Förten, Ofenogen oder Appellolen hießen, wegen ihrer runden Form; oftmals kam Apfels- und Pflaumenmus hinein. Von diesen Pfannkuchen aß man auch den ganzen folgenden Tag. In Fastnacht kamen heiße Beiden (Geetwege) mit heißer Milch auf den Tisch. Im Sommer gab es bide Milch (Blimpermehl) mit Schwarzbrotkrummen und Zucker bestreut, sowie rote Grütze mit Milch. Auch das sogenannte „Gusch un Smuch“ war eine beliebte Sommer Speise. Wenn die Kälte reichlich waren, wurde auch Kalnsuppe gemacht, ursprünglich ein Hamburger Nationalgericht. In der Schlafzeit gab es Grütze- und Blutwürste, wozu man Apfelmus (Appelmoos) oder Sirup aß. Auch heiße Grieben mit Äpfeln, ausgebratene Schweinsblomen, waren auf Schwarzbrod gefrichen ein beliebtes Abendessen. Als ständige Abendkost gab es bide Buchweizen- oder Gerstengrütze mit kalter

Milch, die am Abend übrig gebliebene Grütze wurde am anderen Morgen zur Frokost mit heißer Milch gegessen. Bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen (Erbier) war die gewöhnliche Reihenfolge der Gerichte: Hühnersuppe mit Reis und Klößen, Schweinebraten, Rindfleisch mit Meerrettig und zuletzt Reisgrütze mit Pflaumen. Der früher gebräuchliche Hirsebrei ist durch den Reis ganz verdrängt worden. Als Getränke bei solchen Gelegenheiten gab es zuerst Schnaps (Röhm), dann Rum und Wein, Kaffeepunsch trank man mehr im Schleswigischen, während der Grog im Holsteinischen vorherrschte. Auch selbstgebranntes Bier und Weich waren beliebte Getränke. Selbstgebackenes Brot und Kuchen waren bei Festlichkeiten reichlich vorhanden. Unter den Kuchen waren Süßertuchen (Pottkoten) in einer Form gebacken und die in heißem Fett gebackenen Kuchen (Gobelspäne) am meisten vertreten. Zu Weihnachten gab es braune Kuchen, zu denen der Teig schon Wochen vorher angerührt wurde. Auf der Insel Fehmarn giebt es manche in Holstein nicht gebräuchliche Speisen. Im Sommer sind „Krumen“ mit Milch ein beliebtes Gericht. Dieses zwiebadaähnliche Brot wird von Weizenbrot gebacken und zum Gebrauch in Stüde gebrochen. In der Erntezeit werden die Kröpelin gegessen, ein den Berliner Pfannkuchen ähnliches Gebäck, die in heißem Fett gekocht werden. Auch eine Art süßes Brot, wegen seiner Form auch Halbmond genannt, wurde bei Beerdigungen unter die Teilnehmer verteilt. Der schwere Boden auf Fehmarn erfordert auch eine kräftige Mittagskost. Puzpaf (Graupensuppe mit Speck gekocht), Fleischstätt (geräucherter Schweinskopf), Schafspölzen (Würste von Grütze und Talgfett) sowie Kopp un Kalun (Blätternagen von Kühen) waren beliebte Mittagsgerichte. Der Morgenimbis bestand aus Milchgrütze mit Speck, die ständige Abendkost waren gebratene Klöße. Dazu trank man meistens selbstgebranntes Braundier. —

kg. Berühmte Leute als Einflüßler. Es giebt Berühmtheiten, die das Bedürfnis fühlen, vor der Öffentlichkeit verborgen zu bleiben. Einige charakteristische Beispiele werden in einer englischen Zeitschrift erzählt. Die englische Schriftstellerin Magwell hat niemals zugegeben, daß eine Photographie von ihr verbreitet wurde. Den größten Teil des Jahres bewohnt sie ihr Haus zu Richmond, und die einzige Erholung, die sie sich gönnt, ist der gelegentliche Besuch eines Theaters oder einer Bildergalerie. Wenn ihr Name in der Zeitung erwähnt wird, so geschieht es nur in Verbindung mit einem bald erscheinenden Buch. Ein sehr zurückhaltender Dichter ist auch Jules Verne, der die öffentliche Bekanntheit verabscheut. Er hat niemals die öffentliche Anerkennung seiner Landsleute gesucht und obgleich die französische Gesellschaft ihn mit offenen Armen empfangen würde, zieht er es vor, mit seiner Frau in einem kleinen Hause in einem Vororte von Amiens in der Einsamkeit zu leben. Seit 10 oder 12 Jahren hat Jules Verne das Reisen aufgegeben, und mit Ausnahme gelegentlicher Besuche in Paris, wo er seinen Sohn besucht, kommt er kaum über die Grenzen seines Gartens hinaus. In einem ruhigen Teile Kensingtons wohnt Dr. Samuel Smiles, jetzt im 86. Lebensjahre. Trotz der enormen Verbreitung seiner Bücher weiß es fast niemand, daß er noch immer arbeitet und in London lebt; er liebt es gar nicht, daß man ihn aufsucht. In früheren Zeiten hatte er viele Reisen gemacht, aber die letzten zwanzig Jahre hat er zu Hause bei seiner Arbeit verbracht. In stiller Zurückgezogenheit lebt auch John Ruskin. Er wohnt in Coniston, einem schönen Orte in Lancashire, wo er den Rest seiner Tage zubringen will und sich mit seinen Büchern, Gemälden und Musik beschäftigt. Seit kurzem soll der große Philosoph sehr verschlossen geworden sein; nur bei ganz besonderen Gelegenheiten erlaubt er seinen Freunden, ihn aufzusuchen. —

Musik.

Als Richard Wagner daran ging, uns durch seine Verbindung von Musik und dramatischer Poesie eine neue Welt zu eröffnen, fand er eine mehrtausendjährige, in engerer Sinne aber eine mehr als hundertjährige Vorgeschichte dieser seiner That hinter sich. Wie hatten sich nicht Praktiker und Theoretiker abgemüht, jene beiden so verschiedenen Künste zusammen zu bringen! Nur seine Art, dieses scheinbar Unmögliche zu verwirklichen, war neu: die strenge Dienststellung der Musik gegenüber der Dichtkunst, auf Grund eines völligen Verzichtens auf die bis dahin und namentlich bei seinen unmittelbaren Vorgängern gewohnten äußeren Formen der Musik. Es ist danach um so interessanter, auf die verschiedenen Arten zurückzublicken, auf die man das scheinbar Unmögliche versucht hatte — sei es im Drama, sei es im Oratorium, sei es im Lied, sei es in der Programm-Musik. Eine solche Art war die, Musik Musik sein zu lassen und sie nur so weit, als es ihr im jeweiligen Stil genehm war, zu einem kindlich einfachen Ausdruck zu benutzen. Ein paar Läufe hinauf u. dergl., dann ein kräftiges Bum — und Phäston ist von seinem Somentwagen gestürzt. Eine andere Art war die, Musik und Poesie auf gleich und gleich zu verbinden: schön melodisch und rhythmisch, soweit nur möglich, und aber auch gut ausdrucksvoll und charakteristisch. Auf jene Art macht es z. B. Dittersdorf, auf diese z. B. Schumann.

Das ließ sich gut vergleichen, als wir am Montag in der öffentlichen Probe des Sinfonie-Konzerts die programmatische Sinfonie des jetzt noch fleißig jubilierten und hoffentlich nicht gleich wieder vergessenen Dittersdorf „Der Sturz des Phäston“ (aus dem Zwölfer-Chlus zum Ovid) und am Sonntag in der öffentlichen Probe zum Konzert des Sternschen Gesangvereins die Szenen aus

Goethes „Faust“ von Schumann hörten. Dort die Sinfonie mit beigefügten Erläuterungen — das bedeutet das, und das bedeutet das, usw., und wir glauben und würden anderes oder gar nichts auch glauben. Hier hinwieder die Vertonungen Goethescher Verse für den Gesang — herausgerissene Scenen vom Gretchen und von den Elfen und dergleichen mehr. Schumann hat es mit Byrons „Manfred“ ebenso, nur in kleinerem Umfang gemacht: er suchte den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen; er nahm für sich, was gut passte. Unsere richtigen Wagnerianer und jüngst-modernen Musik-Kritiker können ihn nicht leiden: „krankhaftes Pathos“, „verschwommene Deklamation“! Das heißt objektiver: er ist halb bei der Musik, halb bei der Dichtung. Scharf charakterisieren will oder kann er nun einmal gar nicht; eigentlich dramatisch ist er nicht, aber Ihrisch, und zwar auch leidenschaftlich und noch dies und das. Als aber aus der Tragödie zweiten Teil die Stellen mit den verschiedentlichen Wechselgesängen von bald Wenigen, bald Mehreren, bald Vielen kamen, die Illustrationen zauberischer Welten usw., da konnte ein Hörer, je abgestumpfter er durch tägliche Musik war, desto freudiger aufhorchen. Als dann Faust erblindete, und als „alles Vergängliche“ gedeutet sein sollte, da war's wieder die Musik, die viel zeigen wollte und doch nichts Meistens zeigte — so etwa wie das hübsch hin und her sehende Psalmopolo der Freiburger Musikgröße Joh. Diebold, das uns neulich Herr Jürgang in einem seiner Donnerstag-Konzerte bot.

Daß Herr Weingartner den Dittersdorf und noch einiges Aunterbunte in gewohnter Weise herausbrachte, und Herr Gernsheim seine verschiedentlichen Leute ordentlich zusammenhielt, einschließlic der Solisten von Frau Herzog im Sopran bis hinunter zu dem Bassisten, der keiner war: das versteht sich. Weniger versteht es sich, daß in den Proben der Sinfoniekonzerte die Ausgabe der Konzertprogramme immer elender, das Käßeljuden der danach gefragten Diener immer widerlicher wird. Wenn da ruhige Mahnungen noch immer nicht helfen, muß man mit größerem Geschick kommen. Also lasse sich, wer für diese Dinge verantwortlich ist, hier das sagen: es ist ein Skandal, das Publikum so zu behandeln. —

Völkerrunde.

— Ueber die Indianer des südwestlichen Nordamerika, besonders die Pueblo-Indianer von Arizona und Neu-Mexiko, sprach im Leipziger Verein für Erdkunde P. Ehrenreich aus Berlin, der die Moqui, eine Gruppe der Pueblo, zum Zweck der ethnologischen Aufnahme im Jahre 1898 besucht hat. Unter Pueblo im weiteren Sinne verstehen wir alle Ansiedelungen sesshafter Indianer in jenen ehemals spanischen Gebieten, sofern diese Siedelungen aus Stein- und Lehmziegelbauten aufgeführt sind. Im engeren Sinn umfassen die Pueblos eine bestimmte, scharf abgegrenzte Völkerguppe in Neu-Mexiko und Arizona, die im Gegensatz zu den nomadischen Jigessstämmen des westlichen Nordamerika seit uralter Zeit Ackerbau treibt und in festen, durch eine eigenartige Architektur charakterisierten Dorfanlagen haust. Wie die ausgetzeichneten neuen Forschungen der amerikanischen Ethnologen ergeben haben, steht diese Indianer-Bevölkerung ihrem Wesen nach nicht mehr so isoliert und rätselhaft da, wie man bis vor kurzem annahm; wissen wir doch jetzt, daß die merkwürdigen Höhlen- und Klippenbewohner (ollist dwellers) der vorcolumbischen Zeit, die ihre Spuren in den tief eingeschnittenen Canons der Hochebenen hinterlassen haben, ebenso wie die verschollenen Erbauer der großen, über viele Gebiete Arizona zerstreuten Dorfruinen als ihre direkten Vorfahren anzusehen sind. Die heutigen Pueblo-Indianer gehören vier verschiedenen Völkerrfamilien an, deren Kultus indessen infolge der Gleichheit der Existenzbedingungen sehr einheitlich ist. Zwei der Gruppen, die Tanoa und die Keres, wohnen an oberem Rio Grande del Norte in Neu-Mexiko. Weiter westlich, im Gebiet des alten Cibola, wohnen die Zuni. Die der Schönsonen-Familie angehörigen Hopi oder Moqui (Moki) endlich sitzen im nördlichen Arizona, in der von den Spaniern, die bereits 1540 bis hierher vordrangen, sogenannten Landschaft Tusayan (36 Grad n. Br., 110 bis 111 Grad w. L.), wenig nördlich des kleinen Colorado und der Atkinson-Topoka-Santa-Fé-Eisenbahn. Diese Moqui waren der eigentliche Gegenstand der von zahlreichen Lichtbildern unterstützten Schilderung. Ehrenreichs Besuch fiel in den August, also in die Zeit der großen Sommerceremonien, durch die die Indianer nach uralter Tradition für ihre Pflanzungen Regen und Gedeihen von den Göttern ihrer Väter erbitten. Diese Feste haben sich erhalten, trotz einer zum Teil nicht kurzen Verdrängung mit der europäischen Kultur und dem Christentum; doch ist vorauszusetzen, daß sie unter der Einwirkung der modernen Verkehrsverhältnisse sich höchstens noch Jahre oder Jahrzehnte erhalten werden. Die wichtigsten Feste der Moqui sind der Schlangentanz und der Antilopentanz einerseits und der Flötentanz andererseits. Beide Feste werden in abwechselndem Jahresrhythmus derart gefeiert, daß die eine Hälfte der Dörfer den Schlangentanz feiert, wenn die andere dem Flötentanz huldigt. Wie der ganze Kultus des Völkchens, sind auch diese Tänze mit einem höchst komplizierten Ritual verbunden. Die größte Rolle spielen dabei die Priesterschaften, die aus den alten Clans hervorgegangen sind und heute wirkliche Kultgenossenschaften bilden. Die Opferhandlungen selbst

finden in geräumigen unterirdischen Räumen statt. Sie bilden die Vorbereitung zu den eigentlichen Tänzen, die sich ihrerseits wieder aus einer ganzen Reihe einzelner Ceremonien zusammensetzen. Beim Schlangentanz spielen Klapperschlangen, die eigens zu dem Fest gefangen werden und mit denen die Moqui umgehen, als wären es die harmlosesten Lebewesen, eine sehr große Rolle. Nach Schluß des Festes, das mit einer in Erbreden bestehenden „Reinigung“ endet, werden die Reptile wieder in Freiheit gesetzt. — (M. Mlg. 3g.)

Medizinisches.

ie. Ein merkwürdiger Fall von „Worttaubheit“ wurde in der neugegründeten Pariser Gesellschaft für Neurologie an zwei jungen Mädchen vorgeführt. Alle Fragen, die an diese beiden belagenswerten Geschöpfe gerichtet werden, bleiben unverständlich und daher unbeantwortet, weil die Kranken den Sinn für die Klangunterscheidung der Worte nach dem Laute der menschlichen Stimme verloren haben. Dabei hören sie alle Geräusche wie normale Menschen, sie können auch ihre Gedanken durch Gebärden und durch die Schrift ausdrücken, verstehen und lesen Geschriebenes und Gedrucktes und vermögen gewissenhafte Abschriften anzufertigen. Dagegen hören sie die ihnen vorgeprochenen Worte nur als einfache Geräusche und können sich auch nicht durch das gesprochene Wort ausdrücken. Das eine der Mädchen leidet schon seit neun Jahren, das andere erst seit zehn Monaten an dieser eigenartigen Krankheit. Nach Dr. Raymond, der die beiden Personen eingehend untersucht und nach ihrem Vorleben geforscht hat, handelt es sich um eine Begleiterscheinung von Hysterie. Bei dem einen Mädchen gingen Krampfanfälle und Verengungen des Gesichtsfeldes, bei dem anderen hochgradige Aufregung, Sonnambulismus und Krämpfe dem gegenwärtigen Zustande voraus. Raymond erinnerte bei dieser Gelegenheit zugleich an einen Fall, in dem eine sehr hysterisch veranlagte weibliche Person plötzlich die Fähigkeit verloren hatte, sich durch die Schrift auszudrücken, später besserte sich dieser Zustand, aber die Patientin schrieb lauter verwirrter Zeug; doch trat schließlich eine fast vollkommene Heilung ein. —

Humoristisches.

— Voshaft. Der Mischelbauer will bei einer Tramwaystation einsteigen, schwächt aber so lange mit einem Bekannten, bis der Wagen sich in Bewegung setzt. Renkend läuft er eine ziemliche Strecke hinterdrein und fragt endlich den Kondukteur: „Was kostet's bis Schwabing?“
Kondukteur: „So gar nichts!“ —
— Vorsichtig. Mutter: „Hast Du Papa Dein Schulzeugnis hineingebracht?“
Söhnchen: „Ich hab's ihm unter der Thür hineingeschoben!“ —
— Schwieriges Deutsch. Bureauchef (zu einem Schreiber): „Ihean S' do' net allewei so, als ob S' was thoan thaaten — Sie ihean ja do' nig!“ —

Notizen.

— Die Neue Freie Volksbühne veranstaltet am nächsten Sonntag im Thalia-Theater eine Aufführung von L. Angen-grubers Wauerromödie „Doppelselbstmord“. —
— Im Lessing-Theater hat der verflozene „Als ich wiederkam“-Monat die Gesamt-Einnahme von 97284 M. ergeben. —
— Heinrich Heines Tragödie „Almanzor“ wird in einer Bearbeitung von Paul Lindau am Berliner Theater in Scene gehen. —
— Die nächste Novität des „Central-Theaters“ ist eine Operette von Heuberger „Ihre Exzellenz“. —
— Heinrich Seidels erzählende Schriften erscheinen bei Cotta in Stuttgart in einer Gesamt-Ausgabe von sieben Bänden. —
— Ein Preisanschreiben für Plakat-Entwürfe wird von der Kunstanstalt von König und Erhardt in Hannover erlassen. Es sind Preise von 1000, 750, 500, viermal 300, sechsmal 200 M. ausgesetzt. Es sind Entwürfe für die verschiedensten Branchen erwünscht; die Einlieferungsfrist schließt am 15. Januar 1900. —
gr. Die Merkwürdigkeit, daß alte Eisenbahnschienen besser als neue bezahlt werden, kann man augenblicklich auf dem amerikanischen Eisenmarkt beobachten. Bei den Abschüssen im Vorjahre zwischen den Eisenbahn-Verwaltungen und den Walzwerken stellten sich nämlich die Preise in New York auf 18—22 Doll. pro Tonne, während jetzt der Sagenpreis 33 Doll. beträgt. Die alten, nicht mehr brauchbaren Schienen werden also infolge der gestiegenen Eisenpreise teurer bezahlt, als die neuen Eisenbahnschienen, die natürlich auf Grund der alten Kontrakte weitergeliefert werden müssen. —